



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kulturgegeschichte

Das Jahr 1913. Ein Gesamtbild der Kulturentwicklung, herausgegeben von Dr. D. Sarason. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin; in Leinen geb. 15 Mark, in Halbfranz 18 Mark.

„Ein Jahrbuch der Gesamtkultur ist dieses Werk. Nicht eine Chronik, sondern ein Denkmal der Zeit, die jährlich erneute Darstellung des kulturellen Niederschlages alles Geschehens“ lauten die ersten Sätze der Einführung durch den Herausgeber. Was bedeutet dieses Programm?

Wenn der unermesslich angeschwollene Wissensstoff unserer Tage von jedem geistigen Arbeiter eine Spezialisierung fordert auf einer gesunden allgemeinen Grundlage, wenn aber andererseits eine auch nur einigermaßen gleichmäßige Kenntnis oder Übersicht der tatsächlichen Begebenheiten bei der ungeheuren extensiven und intensiven Ausdehnung der Lebensgebiete für den einzelnen nur sehr schwer zu gewinnen ist, so bedeutet die Schaffung dieses Jahrbuches eine Tat des Teubnerschen Verlages, die sich würdig an die Seite stellt der großartigen systematischen Gesamtdarstellung unserer heutigen Kultur, wie sie die „Kultur der Gegenwart“ desselben Verlages darbietet. Wird aber dieses noch nie dagewesene Riesentwerk wohl nur von wenigen Auserlesenen in allen seinen Teilen

bewältigt werden können, so ist das neue Jahrbuch dazu bestimmt, in der Form eines naturgemäß etwas labilen Querschnitts mit weit engerer zeitlicher Achse von den einzelnen ganz aufgenommen zu werden. Auf diese Weise will es einem jeden dazu helfen, ein Maximum persönlicher Kultur und sozialer Leistungsfähigkeit zu erreichen. Es will dazu helfen, alle Kräfte der Zeit zur Lösung des höchsten Problems der Menschheit, des Kulturproblems einzustellen und damit die Bildungslage der Gesellschaft, deren bedenklichen Zustand trotz wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Aufwärtsbewegung der Herausgeber in der Einführung ausgezeichnet umschreibt, wesentlich zu heben, indem neue Formen geschaffen werden, die den veränderten Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechen, um in der Mannigfaltigkeit der Zwecke wie der Kräfte den lebendigen Zusammenhang zu erhalten und schließlich den Aufbau einer neuen Kultur herbeizuführen. So will das Buch nicht durch Anhäufung nebeneinander liegenden Tatsachenmaterials, durch eine bloß statische Betrachtung, sondern durch eine Organisation der kulturgegeschichtlichen Tätigkeit die Vorstellung der geistigen Kontinuität erwecken, in anschaulichen Formen und Bildern die den Tatsachen zugrunde liegende seelische Bewegung, das seelische Wesen der Zeit als Ganzes in der großen gesamtpsychischen Strömung erfassen und ge-

stalten. Diese Formgebung ist mindestens ebensosehr Sache der Kunst wie der Wissenschaft. Wenn diese darauf ausgehen wird, die Ideen als die höchste Form der Bindung singulärer Ereignisreihen in der Einheit des Wides, in Größe des Horizonts, in unbedingt organischer Auffassung des Gegenstandes aufzufinden, so ist die Bezwingung des unendlich reichen Lebens der Gegenwart in darstellender Gesamtform Sache der Kunst.

Das Buch soll die großen bewegenden Gedanken der Zeit auf allen Gebieten der Kultur aufzeigen, indem es die Geschehnisse und Forschungsergebnisse des Jahres in ihrem Einfluß auf die Gestaltung der Gesamtkultur charakterisiert. Mit berechtigtem Stolz sagt der Herausgeber, daß die für dies Unternehmen gewonnenen führenden Geister die volle Gewähr für die Erreichung dieses Zieles bieten.

In achtzehn Abschnitten mit fünfundsechzig einzelnen Aufsätzen wird das Leben der Gegenwart dargestellt. Die Klarheit und knappe Rundung der Einzelbilder ist vorzüglich für Stunden der Muße und Beschaulichkeit geeignet; es ist ein Vergnügen, sich so auf den eigenen oder benachbarten Gebieten zu orientieren oder auch aus fernerliegenden Lebenskreisen die für unsere Kulturentwicklung bestimmenden Momente herausgehoben zu finden.

Das Werk ist von einer nahezu lückenlosen Vollständigkeit. Für das fehlende Völkerecht wird eine übersichtliche Darstellung erst für den folgenden Jahrgang in Aussicht gestellt, ebenso für den bergbaulichen Betrieb. Deshalb die Chirurgie nicht behandelt ist, vermöchte ich allerdings nicht anzugeben, beim Forstwesen ist das ja eher begreiflich. Aber das Buchwesen und der Buchhandel könnte wohl ein andermal eine Darstellung finden. Der lebhafteste Anteil des Judentums an der geistigen Bewegung tritt mehrfach hervor. Sollte sich da nicht auch eine Sonderbehandlung empfehlen? Sie würde der gesonderten Stellung in etwas entsprechen und würde wohl zeigen können, wie die Führer dort energisch aus dem europäischen Kreise herausstreben. Das Fehlen einer gesonderten Darstellung des Katholizismus etwa aus der Feder eines Martin Fabbender berührt im

Kapitel Religion eigentümlich, während doch eine Politik „vom Standpunkte des Zentrums“ nicht fehlt. Ebenso hat man das Fehlen einer Darstellung des religiösen Lebens der Gegenwart vom rein orthodoxen Standpunkte des Protestantismus bemängelt. Man wird sich aber doch wohl mit diesen Beschränkungen abfinden müssen, wenn man wie der Herausgeber vollen Ernst macht mit der Anschauung, daß eine von absoluten Werten ausgehende Geschichtsauffassung unmöglich zu einer organischen Anschauung des Gesamtverlaufs wird vordringen können. Das liegt an der Voraussatzlosigkeit der Wissenschaft.

Einen in dem vorliegenden Bande erschienenen Aufsatz von E. F. Lehmann-Haupt über „den alten Orient und seine Beziehungen zum Westen“ veröffentlicht die Grenzboten in Heft 46 des Jahrgangs 1913.

Hermann Schurig

Mathematik und Naturwissenschaften

B. Brandford: „Betrachtungen über mathematische Erziehung.“ Aus dem Englischen überfetzt von R. Schimmack und H. Weinreich. (W. G. Teubner, Leipzig und Berlin; 1913, 403 S. Gebunden 7 M.)

Brandford ist ein kundiger Praktiker. In seinem Buche legt er Beobachtungen und Erfahrungen über mathematischen Unterricht nieder, den er 20 Jahre lang in England an Schule und Universität erteilte. Kein Allheilmittel oder starre Vorschriften will er geben, sondern Anregungen für einen wirklich gedeihlichen Unterricht. In erster Linie zielt er auf die Behandlung der Geometrie hin. Den meisten Nutzen werden die Anfänger im Lehramte von den Ausführungen haben. Wer selbst einige Zeit in diesem Fache unterrichtet hat, findet vieles vor, was er längst selbst als methodisch wertvoll erkannt hat und täglich bei seinem Unterrichte verwendet. Ganz alte pädagogische Wahrheiten sind oft zu dick unterstrichen, z. B.: „Es scheint mir ein ganz falsches Verfahren — in der Geometrie wie auch in anderen Fächern — zu sein, wenn man dem Kinde fertig gemachte Erklärungen vermitteln will, die nach mehr oder weniger sorgfältiger Erläuterung auswendig gelernt werden müssen.“ (S. 9.) Ferner: „Mir persönlich ist es oft

vorgekommen, daß ich die ganze Lehrstunde auf eine unvermittelte Frage oder Antwort eines aufgeweckten Schülers hin mit Erfolg vollständig verändert habe." (S. 9.) Oder: „Ich möchte damit zugleich dem Lehrer anempfehlen, daß er niemals den Gang des Unterrichts in eine starre Form preßt." (S. 84.) Derartige Anweisungen finden sich häufig in dem Buche. Unsere Erzieher brauchen sich solche Weisheit nicht erst aus England zu holen. Bemerkenswert ist der Versuch des Verfassers, die Geschichte der Mathematik in den Unterricht hereinzuziehen. In einem besonderen Abschnitt zeigt er, wie die Menschheit veranlaßt wurde, mathematisches Wissen zu entwickeln, wie die mathematische Zeichensprache geschaffen wurde, und wie ein Parallelismus besteht zwischen dem tatsächlichen Entwicklungsgang des geometrischen Wissens von den ältesten Zeiten ab und dem Wege, auf dem das Wissen nach Ansicht des Verfassers am schnellsten und wirksamsten dem Schüler vermittelt werden kann.

Lamark: „Die Lehre vom Leben.“ Dargestellt von Dr. F. Kühner. (Eugen Diederichs, Jena, 1918. 260 S. Gebunden 6 M.)

Das Buch über Lamarks Lehre vom Leben gehört in die neue Sammlung: „Klassiker der Naturwissenschaft und Technik“, welche Dr. Franz Strunz-Wien bei Eugen Diederichs in Jena herausgibt. Hier sollen die Bahnbrecher der Naturforschung aus allen Epochen zu Worte kommen, aber nicht so, daß ein naturwissenschaftliches Lesebuch entsteht. Das Ziel ist ein anderes. Es soll ein wirklich lebendiger Bildungsbefiz dadurch geschaffen werden, daß die großen Naturforscher alter und neuer Zeiten in ihrem Ringen, Siegen oder Unterliegen dem Leser vor Augen geführt werden. Er berührt sich innerlich mit ihnen, so daß ihm die wissenschaftliche Tatsache zu einem Erlebnis wird. Der erste vorliegende Band (Serie I, Nr. 12) beschäftigt sich mit dem französischen Naturforscher Lamark, dessen Gedanken über eine allmähliche Entwicklung der Lebewesen zu seiner Zeit wenig Beachtung fanden und lange vergessen waren. Heute sind sie, besonders durch Prof. Weismann, in den Vordergrund des Interesses gerückt worden. Über manche Dinge, die Lamark vor mehr

als hundert Jahren niederschrieb, wird gerade in unserer Zeit viel gesprochen, z. B. über die Frage nach der Vererbung erworbener Eigenschaften. Der Verfasser hält sich, wie es auch dem Charakter des Buches entspricht, von allen Streitfragen fern. Er gibt eine anschauliche Darstellung von Lamarks Leben und Lehre, bei welcher auch der Schriften über Physik, Chemie, Geologie und Wetterkunde gedacht wird.

Dr. K. Schmitt-Wendel.

Schöne Literatur

Die jungen Schweizer. Wenn so zehn Novellen in einem Bände (Jakob Boshart: Erbschollen. Novellen. H. Haessel Verlag, Leipzig 1918. 4 Mark) sich zusammenfinden und Phantasie, Eigenart, Sprachmusik und schlichte Wahrhaftigkeit uns schon aus den Titeln: wie „Heimat“, „Im Rotbuchenlaub“, „Die geblendete Schwalbe“, „O Leben, o Liebe“ entgegentönen, so kommt es gar nicht darauf an, daß alle zehn Musterwerke seien. Die Breite des Affkords, die des Dichters Anschlag umfaßt, die unbeabsichtigte Einheit der Erzählungen in der Persönlichkeit des Dichters muß uns genügen.

Die erste der Novellen: „Heimat“ scheint geeignet als Zeughaus, als unbelebte Rüstkammer Bosharts, die Novelle: „Im Rotbuchenlaub“ aber als Höhepunkt seines heutzutage gemustert zu werden. „Heimat“ zeigt uns die Waffen des Dichters, sozusagen außer Gebrauch, „Rotbuchenlaub“ aber seine lebendigen Kinder, die seine Rüstung tragen.

Der Tobelhans, der nicht umsonst den Namen Schollenberger führt, ist, wie seine Vorfahren, Besitzer eines unwirtschaftlichen, harteaderigen Gutes, dem die farge Nahrung mit Arbeitsgewalt ordentlich entzogen werden muß. Er und sein Geschlecht sind dem Hofe gleich geworden, der Mensch hat sich innerlich und äußerlich dem Boden auf dem er steht angepasst. Ein gewaltiger epischer Gedanke diese Angleichung des wandelbaren Menschen an die treuere Eigenart seines gegenständlichen Besitzes, doch die Ausführung hält noch nicht Schritt, sie fällt aus dem Erbarungslosgroßen ins Gefühlvoll-Kleine und zuletzt ver-schwindet der Gedanke der Einheit zwischen

Mensch und Boden überhaupt, — dem Lehrsatz zuliebe. Zu einer gemeinnützigen Krastanlage bedarf der Staat des Tobelhofs. Ein hoher Preis wird geboten, nach langem Kampfe schlägt der Schollenberger zu, er verkauft das Gut und geht daran zugrunde, — wie Peter Schlemihl, der für Geld seinen Schatten hergab. Er wird ein Träumer und ein Tropf. Die Lehre, die Moral schreit laut genug: ihr Schweizer, haltet fest an euerem Grund und Boden, an den alten Sitten, am unwandelbaren Bestehen des Alten, — sonst geht ihr zugrunde! Dagegen ist nun selbst vom dichterischen Standpunkt — den politischen wollen wir fürs erste unangetastet lassen — manches einzuwenden. Das typisch schweizerische Problem, daß gerade hier mit sonderbarer Härte und Schärfe an jeden Bürger herantritt, ist sein Verhalten gegen die Fremden und das Fremde. Auf beiden Seiten lauern Gefahren: die Pfahlbürgertum, die Reisläuferei. Der Schweizer steht in der beständigen Gefahr, die Aufrechterhaltung seiner völkischen Eigenart, die Wahrung seines teuersten Erbes mit der Enge der Gesinnung, — die Großzügigkeit, die Weite seines Sinnes mit Einbuße der nationalen Kraft zu erkaufen. Dieses Problem ist nicht gemeingütig, dogmatisch zu lösen; jeder einzelne echte Schweizer wird die Mitte, die zwischen Scylla und Charibdis liegt, für sich jedesmal neu suchen und finden müssen. Die poetische Widerspiegelung schweizerischen nationalen Daseins jedoch wird die Darstellung der einen Kraft niemals bieten können, einzig und allein das gestaltete Widerspiel beider Kräfte. Diese Totalität, die Allseitigkeit läßt der Erzähler vermissen. Seine Tendenz steht allein für sich und findet den würdigen Gegner nicht. So gehen die Stöße in die Luft. Aber auch die große Grundidee der Novelle, die notwendige Einheit in der Psychologie des Besitzes und des Besitzers verläuft im Sande. Der schicksalste Tobelhaus zerschellt am neuen Wohnort, an kleinlichen Gefühlsklippen, an Bauernsticheleien, die seiner hürnen Haut doch nichts anhaben dürften. Er wird plötzlich empfindlich wie ein städtischer Musiklehrer. Mag aber die Erzählung „Heimat“ im ganzen nicht bestehen, unzusammenhängend und ungemeißert liegen doch Dichterschätze darin bunt durcheinander umher: das gute, feste Auge,

das eine bestimmte Bauernstube von tausend anderen, denen sie gleicht wie ein Ei dem andern, auf den ersten Blick unterscheidet und das Bezeichnende in Holzschnittderbeite sicher aufs Papier setzt, die Sprache von ländlich sauberem Staat, gepflegt und unmittelbar zugleich. Boshart vermeidet sorgfältig alles Dialektische, die schriftsprachliche Grenze ist strengstens gewahrt und der Periode eine gewisse gehaltene Allgemeingültigkeit verliehen. Diese hervorragenden Eigenschaften scheinen wie gesagt in „Heimat“ wie frisch errungen, „Im Rotbuchenlaub“ bedient sich ihrer ein überlegener, ein geübter Besitzer. Die zwei prächtigen Gestalten, Mattis und Hermine, wandeln so sicher vor uns einher, alljährlich zur Blutbuche, wo zu Sonnenaufgang das Wunder des strahlenden Lichtes durch die blutroten Blätter auf ihr zerstörtes Lebensglück herniederrieselt, daß wir uns, dem Autor und seinem Leserkreise unrecht taten, aller Originalität völlig unbeschadet die ehrenvolle Ähnlichkeit mit einem anderen Paar, mit Sali und Breneli aus Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ zu verschweigen. „Im Rotbuchenlaub“ ist die Absicht der „Heimat“-Novelle erreicht. Örtliches, Gegenständliches und Menschlich-Innerliches ist eins, alles dient, die Handlung sicher zu tragen, und wenn der lange und weise vorberreitete tragische Moment eintritt, die Erzählung in eine kurze Wechselrede auflöst, da ist das Wort auch felsenwichtig: „weil es ein gesprochen Wort war.“ Bekommen hören wir das kurze: „Du lohnst gut,“ das Hermine dem Mattis, der sie ingrimmig der Schande preisgibt, entgegenweist, — und erschüttert fühlen wir: wieder mal ist hier unwiderbringlich ein Glück zerbrochen.

Im selben Problemkreis der Sässigkeit, der Wechselbeziehung zwischen Ort und Mensch, bewegt sich eine andere ebenfalls recht begabte, wenn auch weniger farbige Erzählernatur: **Heinrich Federer** (Pilatus, Eine Erzählung aus den Bergen. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung).

Je mehr die vielfache und häufige Ortsveränderung selbstverständliche Notwendigkeit unseres Lebens wird, desto mehr nimmt die örtliche Bedingtheit unseres Wesens ab. Andere Kräfte überwiegen in ihrem Einflusse

und wir werden uns gleicher, — sei nun unsere Heimat rau und streng, oder sanft und lieblich beschaffen, gleichviel. Um so teurer wird uns der Gedanke, im erzählenden Kunstwerk Menschen zu begegnen, die Zug für Zug aus ihrer Drücktheit hervordringen, die wirklich die zum Bewußtsein herangewachsene Seele eines Erdenwinkels bedeuten. Dieselbe Aufgabe, die Boshart in seiner Novelle „Heimat“ sich nur flüchtig gestellt, hat Federer mit jugendlicher Leidenschaftlichkeit ergriffen. Seinen Starrkopf von Marx Aulis will er aus dem Pilatus-Gestein herauschauen, im Element des Berges allein leben lassen, ihn nach seinem Bergführer- und Wilderertod wieder in das Gestein, in das Urelement eingehen lassen, um so den Pilatus-Berg selber in Marx Aulis zum menschlichen Bewußtsein zu führen. Wie so ein Berg lebendig wird, und in seinen sinnlos großen Dimensionen sich noch regt und bläht, seine Brüste öffnet und Ströme der stumpfen, schwerkewichtbeherrschten Materie von Wasser und Gestein auf das Auge, sinnvolle Menschenleben hinabfließend, — da ist der Berg Marx Aulis selber. Dieser Teil der Aufgabe ist dem leidenschaftlichen Schöpferdrang eines jugendkräftigen Talents vollauf gelungen. Nur das Gegenstück reicht nicht aus: wo Marx Aulis zum Berge werden soll, da entbehren wir in der Menschenzeichnung der Ruhe und der Beherrschung einer Hödlerischen Linie. Marx Aulis selber und seine menschliche Umgebung ist zu vielfältig gesehen. So trogig ihm die Locke in die Stirn fällt, so griffig seine stahlglaten Hände die Geiß an den Hörnern packen, — ein Zusammenraffen fehlt, es zerflattert allzu vieles auf den 320 Seiten. Gestrichen muß werden, aber so, daß nichts wegfällt, daß alles doch drinne bliebe. „Eingeistern“ nannte Goethe das Verfahren, und Federer wird dem sicherlich noch auf die Schliche kommen, das fühlt man seiner Atmosphäre an. Wie käme man sonst zu einer so ungeheuerlichen Anforderung? Er wird doch nach seinem Pilatus niemandem mehr glauben, daß er zum harmlosen Unterhaltungsschriftsteller geboren ist. Fast schade, daß er es bisher geglaubt.

Von dem Nationalproblem und dem Heimatproblem weg, vom Lande in die Stadt

führt uns **Paul Ilg** (Die Brüder Moor, eine Jugendgeschichte. Verlag von Gideon Karl Sarasin, Leipzig 1912. 4 Mark) dessen wertvoller, im besten Sinne hochinteressanter Roman vor allem als eine nützliche Warnung gegen allzu schützenseftmäßige Heimatduselei gelten mag, die in den Niederungen der schweizerischen Literatur stark ins Kraut schießt. Es kann nicht genug betont werden: schweizerisch bleibt ein Dichter, der es wirklich ist, — ohne das Nationale stofflich, äußerlich bewußt hervorzutreten.

Eine verunglückte Jugendaufführung der „Mäuber“ ist die tragende Mitte, um die sich die Jugendgeschichte des reichen Herrensohnes Theodor Zellweger und des armen Rabengählers Christian Knecht kunstvoll fängt und lagert. Ersterer ist bloß der Pflege Sohn seiner angesehenen und reichen Eltern, und als er dies neunzehnjährig erfährt, schlägt seine schwärmerische Kinderliebe für die noch immer jugendanmutige Mutter, die für und für seine ganze Seele als Dreieinigkeit der Schönheit, Reife und Güte erfüllt, in lodernde, begehrlische Leidenschaft um. Die Flamme verzehrt alles um ihn herum, die Mutter, ihr und sein Glück.

Christian Knecht indessen zehrt seine Mutter auf mit der grausamen Selbstverständlichkeit der Natur. Er soll doch ein studierter Herr werden und daran reißt sich die Mutter auf, in den Tod hinein. Rankende Fülle weitverzweigten Erlebens, tatkräftige, tüchtige Alltätigkeit, verwegene Mädchenliebelei, blutige Glücksentfugung in vier, fünf soziale Schichten hineinprojiziert, umfaßt in der straffen zeitlichen Einheit der Mäuberaufführung dieses Meisterstück überlegener Komposition. Der vierthalbhundert Seiten starke Roman mutet wie eine kurze Novelle an, so gevielerisch handhabt Ilg die Begebenheit und ihre Gruppierung. Der Roman steht tatsächlich an der Grenze der epischen Gattung und es ist einem, als hielte man einen Bologneser Glastropfen in der Hand. Bricht man dem ein Millimeterstückchen von seinem langen Schweif, so zerfällt die große Perle in eine Million funkelnder Kriställchen. Müht Ilg noch ein Jota an diesem hochgespannten Roman, so wirkt das Werk wohl eigenwillig seine jetzige Fülle von sich und gewaltig in

ihrer Noththeit stünde die Tragödie vor uns. Ob in Jlg vielleicht der erste wirkliche Dramatiker der Schweiz ersteht?

Der glückhafte Einfall, seinem Roman als Kompositionsmittel die Geschichte der Räuber-aufführung einzumauern, gewinnt im Lichte dieser Frage tiefere Bedeutung, Bekenntniswert. Jlg's Wesensverwandtschaft mit Schiller tritt gar häufig und stets sympathisch an seinem Werk hervor. Das leise anklingende Don Carlos-Motiv sei bloß erwähnt, tiefer liegt sein sieghafter Glaube an die unerschütterliche Vorherrschaft des Geistes über der Materie, dem auch der erstaunlich reife, gehaltene Pathos seiner Periode entstammt. Die anti-

thetische Anschauungsweise des Lebens, die das Vielfältige und Nuancierte in Schwarz-Weiß umwandelt und dadurch dem kleinen Gesehnis Größe, Einfachheit verleiht, die sittliche Erhabenheit eherner Pflichtreligion, die doch durchglüht ist von sinnenglühendem Glücksverlangen, das alles bringt Jlg dem großen Schatten so nah. Von Abhängigkeit oder gar Nachahmung kann gar nicht gesprochen werden, aber mit Spannung wollen wir Jlg's weitere Entfaltung verfolgen und zusehen, was Schillers Geist neuerwacht in der Brust des stammverwandten Nemannen zutage fördert.

Dr. Richard Meßlén

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.

Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 3630, des Verlags: Amt Bayow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb. am Müritzsee.